

Weisser Riese

Der Pharmakonzern Roche wächst am Basler Rheinufer in die Höhe

Wird Basel um eine Attraktion reicher, oder führt der geplante Büroturm des Pharmakonzerns Roche zu einer gravierenden Veränderung der Stadtsilhouette? Die Meinungen über die Ästhetik des von Herzog & de Meuron konzipierten Hochhauses gehen auseinander, doch öffentliche Kritik hält sich in Grenzen.

Gabriele Dettener

Eigentlich hätte dieses Jahr das 2006 von Herzog & de Meuron projektierte Roche-Hochhaus am Basler Rheinufer vollendet werden sollen. Doch in letzter Minute stoppten die Vorstandsmitglieder des Pharmakonzerns – und nicht etwa Politiker, Behörden oder Bürger – den kühnen, im Zuge der Verdichtung des Roche-Areals geplanten «Bau 1». Auf 160 Meter Höhe hätte sich der Turm in die Höhe schrauben sollen. Den Plänen und Renderings nach generierten gegenläufige Spiralen eine dynamische Konstruktion, die um sich selbst zu rotieren schien, aber betrieblichen Kriterien offensichtlich nicht genügte. Zudem bedeutete die den Baukörper charakterisierende Doppelhelix einen Bruch mit der Bautradition des Basler Weltkonzerns: Bauten von Otto Salvisberg und Roland Rohn prägen das Erscheinungsbild des Stammsitzes, öffnen ihn zum Rhein hin und binden das Firmenareal an das Wettstein-Viertel an.

Hausarchitekten

Unpräzises, dezentes Äusseres, elegantes und gediegenes Innenleben: So manifestiert sich die Firmenkultur von Roche in den Gebäuden, die Salvisberg in den 1930er Jahren und Rohn in den 1960er Jahren schuf. Vergleichlich mit dieser auf horizontalen Linien basierenden Formensprache erschienen das künftige Roche-Wahrzeichen von Herzog & de Meuron allzu gekrümmt. Anstelle des Rundturms musste also eine neue Lösung entwickelt werden. Das schmälerte das Vertrauen der Bauherrschaft in die Kunst von Herzog & de Meuron nicht, arbeitet sie doch seit geraumer Zeit mit dem renommierten Basler Architekturbüro zusammen. Dieses hatte bereits vor zehn Jahren das Forschungs- und Entwicklungszentrum von Roche gebaut, und auch der nun der Fertigstellung entgegengehende «Bau 97» trägt die Signatur von Herzog & de Meuron. Deshalb wurde auch jetzt kein Architekturwettbewerb ausgeschrieben. Konkurrenzlos konnten sich die Hausarchitekten wieder ans Werk machen. Sie kreierten auf der Basis eines neuen Entwurfsansatzes einen Turm, der den Anforderungen an Raumorganisation und Aussenansicht besser entspricht als das verworfene Projekt, dafür jedoch weniger dynamisch und extravagant erscheint. Die Baueingabe liegt dem Basler Bauinspektor zur Bewilligung vor; der Entscheid wird bis Ende Januar erwartet.

Mit dem zweiten Plan für «Bau 1» kehren Herzog & de Meuron zum klassischen Muster eines auf rechteckigem Grundriss und massivem Sockel in die Höhe wachsenden Gebäudes zurück. Betont wird jetzt die Horizontale; 42 Geschossplatten werden in abgetrepten Schichten bis zu einer Höhe von 178 Metern aufeinandergestapelt. Die durch



Eine Treppe gen Himmel – das definitive Projekt des Roche-Turms von Herzog & de Meuron wartet auf die Baubewilligung (Computerbild).

HERZOG & DE MEURON

helle Brüstungs- und dunkle Fensterbänder optisch klar hervortretenden Streifen, welche das sich nach oben verjüngende Gebäude strukturieren, wurden im finalen Entwurf abgemildert. Auch die zunächst geplante Unregelmässigkeit der in Stufen gegliederten Fassade weicht regelmässig ansteigenden Treppen, so dass das Haus eine homogenere Form erhält und die Fassade an Helligkeit gewinnt. Ob jedoch, wie Simulationen suggerieren und in der Projektbeschreibung betont wird, das Volumen sich luftig gen Himmel auflösen wird, ist fraglich. Das von Bauherrschaft und Architekten gewählte Attribut «ephemer» dürfte denn auch primär dem Wunsch nach Akzeptanz des Wolkenkratzer-Projektes geschuldet sein. Die Stufen, die den Bau von den Sockelgeschossen bis hinauf zur Turmspitze gliedern, bilden die hierarchische Organisation des Konzerns ab und kommunizieren nach aussen das Image von Entwicklung und Aufstieg. Dass es in der Realität auch nach unten gehen kann, zeigt die vom Konzern kürzlich angekündigte Entlassung von 4800 Mitarbeitern weltweit.

Als «schlicht und unverwechselbar» bezeichnen die Architekten ihren Entwurf. Unverwechselbar, das schon, aber schlicht? Das Hochhaus wirkt wuchtig. Es ist das jüngste Beispiel des imposanten Zikkurat-Stils, der babylonische Architektur neu interpretiert. Der Tower wird nicht nur das Roche-Hochhaus und das Roche-Hochhaus von Roland Rohn optisch verkleinern, sondern auch im Stadt-

raum von Basel zu einem tiefgreifenden Wandel gewohnter Massstäblichkeit führen. Die Stadtansicht von Basel kann man als eine überschaubare, in moderaten Schritten entlang des Rheinknies entwickelte urbane Ordnung des Sichtbaren beschreiben. Diese vertraute Silhouette wird als neuen Fixpunkt eine Vertikale mit steiler Schräge erhalten, die in starken Kontrast zum Fluss und zur Uferbebauung tritt. Fast scheint es, als ob der weisse Riese mit den besonnenen Terrassen für eine Metropole am Meer konzipiert worden sei.

Definitionsmacht

Der Turm verlangt von den Baslern die Entwicklung eines Vertikalbewusstseins und mutet ihnen gleichzeitig den Verzicht auf die Erlebbarkeit des neuen Höhenstrebens zu, denn der Wolkenkratzer wird mit keiner öffentlich zugänglichen Aussichtsterrasse ausgestattet werden. Den Aussenstehenden bleibt der Fernblick auf den Giganten, der mit seinen 178 Metern die Stadt und sogar den 105 Meter hohen Messeturm weit überragen wird. Die isolierte Stellung des Hochhauses, das nach seiner voraussichtlichen Fertigstellung im Jahr 2015 das höchste Gebäude der Schweiz sein wird, lässt dessen Form deutlich hervortreten. Wird man sich mit dem Tower anfreunden, seine schräge Ästhetik und auftrumpfende Grösse in die gewohnte Stadtwahrnehmung integrieren können?

Stararchitektur bestimmt zunehmend Basels Stadtbild. Das Tempo des Stadtumbaus wird angetrieben von den Pharmakonzernen Roche und Novartis, die bauliche Expansion als Zukunftssicherung des Standortes Basel fordern. Nicht zuletzt deshalb steht die Stadtregierung mehrheitlich hinter dem Roche-Projekt – während sich die Öffentlichkeit zurückhält. Initiativen der «Basler Zeitung» und des Magazins «Hochparterre» versuchten die Diskussion und den Meinungsbildungsprozess zu fördern, ohne grosse Resultate. Im Online-Leserforum der «Basler Zeitung» wird zwar Kritik geäussert, der Bau mitunter als «Schandfleck» geschmäht und mit den Worten «falscher Bau, falsche Architekten, falsche Stadt» zum Rundumschlag ausgeholt. Der Entwurf wird aber auch als «überzeugende Architekturlistung» gelobt. Der Meinungstreue dürfte sich bald wieder legen; und es ist anzunehmen, dass mit der für Ende Januar erwarteten Baubewilligung die Realisierungsphase eingeläutet wird. Der Roche-Konzern rückt dann dem Ziel, das Areal zu verdichten und die auf den Raum Basel verteilten Arbeitsplätze bis 2015 im neuen, 550 Millionen Franken teuren Gebäude zu konzentrieren, ein grosses Stück näher. Dem architektonischen Konzept hat man die Firmen-Devise «Roche – A great place to work» vorangestellt. Das klingt gut. Ob sich der Slogan 2015, wenn der Turm vollendet sein soll, mit der Realität der Arbeits- und Lebenswelt am Rheinknie decken wird?

Mit Trümpfen

Die Cellistin Sol Gabetta in Zürich

Thomas Schacher · Das Marketing ging perfekt auf. «Progetto Vivaldi» lautete das Motto, unter dem Sol Gabetta ihr Neujahrskonzert in der Tonhalle Zürich ankündigen liess. Unter demselben Namen erschien bereits 2007 eine CD der berühmten Wahlschweizerin, auf der sie diverse Cellokonzerte Vivaldis eingespielt hat, zusammen mit dem Barockensemble Sonatori de la Gioiosa Marca. Das Zürcher Konzert brachte indes nicht einfach eine Wiederholung dieser Einspielung. Neben Vivaldi zierten auch weniger bekannte Komponisten das Programm, und statt der Sonatori wirkte ein Klangkörper mit, den die Cellistin gerade eben ins Leben gerufen hatte – die Cappella Gabetta ihres Bruders Andres Gabetta, die aus einer handverlesenen Gruppe von Musikern aus «Giardino Armonico» und dem Kammerorchester Basel besteht.

Hat sich alle Allrounderin Gabetta zur Barockspezialistin gemauert? Ja und nein. Wohl spielte sie auf einem darmsaitenbezogenen Guadagnini-Cello und mit einem barocken Bogen. Und das von ihrem Bruder angeführte Ensemble sorgte für eine stillichere Interpretation, wie man gleich eingangs bei Francesco Durantes Concerto in G-Moll feststellen konnte. Das gänzlich unbekanntes Cellokonzert Leonardo Leos und die beiden Cel-

konzerte Antonio Vivaldis vermittelten jedoch den Eindruck, dass Gabetta eben Gabetta bleibt, egal, ob sie nun Haydn, Schostakowitsch oder Vivaldi spielt. Ihre Trümpfe bestehen in einem ungestümen Temperament, in schalkhafter Spielfreude, mitreisender rhythmischer Stringenz und einer fast grenzenlosen Virtuosität. Wärme und Wohlklang gab es zwischendurch auch, etwa im Mittelsatz von Vivaldis B-Dur-Konzert. Aber Gabetta schien nicht warten zu können, bis sie im Finalsatz wieder mit ihrer umwerfenden Spicato-Technik brillieren konnte.

Als nicht unproblematisch erwies sich das Finale des Programms, eine Cellobearbeitung von Vivaldis Konzert «L'inverno» aus «Le quattro stagioni». Das Problem bestand nicht darin, dass der Solopart im Vergleich zum Original meistens eine Oktave tiefer erklang, sondern im rasenden Tempo, das die Interpreten anschlugen. Das bewies zwar, dass auch das Spiel mit einem Streichinstrument ein Hochleistungssport ist, aber in den Eckätzen schnellen dann die Töne der Solistin derart an den Ohren des Publikums vorbei, dass man nur noch Rhythmen sowie Geräusche des Bogens und der Saiten wahrnahm, aber kaum mehr Tonhöhen unterscheiden konnte. Der Applaus der ausverkauften Tonhalle war damit indes nicht zu bremsen.

Die Erfindung der Wirklichkeit

Der Fotograf Roger Ballen in München

hem. · Fotografieren heisse sich konzentrieren, finden und verwandeln, sagt der 1950 in New York geborene Fotograf Roger Ballen. Dabei kommt es auf jede Kleinigkeit an, und sei es nur ein Kringel an der Wand im Hintergrund. So hat er seine Fotografie konsequent vom Ablichten bis zur Transformation von Wirklichkeit entwickelt, was eine beeindruckende Retrospektive im Münchner Stadtmuseum zeigt.

Die Ausstellung, für die Ballen sein Archiv geöffnet hat, beginnt mit den Serien «Civil Rights» und «Boyhood» von Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, in denen sich bald seine Vorlieben für groteske und komische Situationen abzuzeichnen beginnt, deren Wirkung er durch Blickwinkel und Ausschnitt betont. Aber er manipuliert nichts, sondern drückt lediglich im richtigen Augenblick auf den Auslöser. Dabei interessieren ihn weder Korrektheit noch Vollständigkeit. Früh unterscheidet er sich so von blossen Hobbyfotografen, auch wenn er sich jahrelang selbst als solcher begriff.

Das ändert sich erst in Südafrika, wohin es Ballen 1974 zum ersten Mal verschlägt und wo er heute lebt. Dort arbeitete er zunächst als Geologe, was ihn in die abgelegenen Dörfer der Weissen,

«Dorps» genannt, brachte. Er fotografierte die ärmlichen, heruntergekommenen Behausungen zuerst von aussen, dann von innen und schliesslich auch mit den Bewohnern. Damals entstand das bekannte Doppelporträt der erwachsenen Zwillinge «Dresie und Casie» mit ihren abstehenden Ohren und dem dumpfen Gesichtsausdruck. Das gefiel dem Apartheidregime gar nicht, heruntergekommene Schwarze, ja, aber Weisse? Nein.

Die Aufnahme trug Ballen beträchtlichen Ärger ein, aber das hinderte ihn nicht, weiterhin nach verbotenen Orten zu suchen, wie «Shadow Chamber», «Boarding House» und «Asylum». All dies sind Orte, an die sich oft mehrfach geschädigte Menschen geflüchtet hatten, die aber bereit waren, in den Inszenierungen des Fotografen mitzuspielen; denn dieser begnügte sich schon lange nicht mehr mit den am jeweiligen Ort vorgefundenen Situationen. Was dadurch an Drastik entsteht, lässt den Betrachter frösteln. Gleichzeitig gibt Ballen Schritt für Schritt die Distanz zu seinem Gegenüber auf, bis der Raum und schliesslich auch der Mensch verschwindet und ein surreales Bild entsteht.

Roger Ballen – Fotografien 1969–2009. Münchner Stadtmuseum. Bis 27. Februar. Katalog € 35.–.